

Georg Christoph Tholen

Übertragung-Übersetzung-Überlieferung

Erinnern möchte ich an einen besonderen Stil, einen singulären Zug, der Jutta Prasses Kunst des Vortragens und Schreibens charakterisierte. Die Ernsthaftigkeit und Leichtigkeit, mit der sie es verstand, Literaturanalyse und Psychoanalyse so zu verknüpfen, dass fast wie von selbst hörbar und lesbar wurde, dass das Unbewusste wie eine Sprache strukturiert sei, markiert meines Erachtens die besondere Schnittstelle zwischen Übertragung, Übersetzung und Überlieferung, die zu bedenken Jutta nie müde wurde.

Im Zeitraum von mehr als 12 Jahren, in denen wir (Studierende und Lehrende, PsychoanalytikerInnen und andere Neugierige) Jutta in Kassel zu Gast hatten, konnten wir erfahren, warum und wie die Begegnung mit einer Fremdsprache das Überschreiten der Mutter-Sprache (in jedem Wortsinne) eröffnen kann – als ein Rendezvous zwischen den Sprachen. Ihre Nacherzählung etwa von Johann Peter Hebels ‚Kannitverstan‘, in ihrem Vortrag mit dem Titel *Fremdsprache* (Juli 2000, zuerst abgedruckt in: G.C.Tholen/G.Schmitz/M. Riepe (Hg.), *Übertragung-Übersetzung-Überlieferung. Episteme und Sprache in der Psychoanalyse Lacans*, Bielefeld 2001, S. 93-104), war nicht nur eine Erinnerung an die eigene Urszene ihrer süddeutschen Kindheit, sondern auch eine denkerische Einsicht in die Lücke des Symbolischen, welche ihrerseits das Rätsel der Geschlechtlichkeit sowie den Mangel an Sein, d.h. den Verlust, der als Signifikant der Subjektfunktion das (ich zitiere) „unerfüllbare Begehren“ (S. 96) markiert, allererst zu verorten erlaubt.

Dass und auf welche Weise es in Literatur und Psychoanalyse um „Sprachliches“ geht, so Jutta Prasse unter Rückbezug auf die von Freud so minutiös beschriebene - metonymisch-metaphorische - Witztechnik und Traumarbeit in ihrem Text *„Kück“ und Sprung. Ein paar Bemerkungen zur Deutung in der Psychoanalyse und in der Literatur* (erschieden in: Brief der Psychoanalytischen Assoziation ‚Die Zeit zum Begreifen, Nr. 19/20, Berlin 1997, S. 74 f.), wurde in all ihren Beiträgen ebenso lesbar wie das wiederholte Durchqueren der metapsychologischen Texte von Freud und Lacan, die sie stets unter neuen Aspekten vertiefte - wie etwa in ihrer Analyse der Pferdephobie des Kleinen Hans auf einer Tagung im Jahr 1989 in Kassel, nachlesbar unter dem Titel *Sexualität und Wissen* (erschieden in: Hilde Kipp u.a. (Hg.), Arbeitshefte Kinderpsychoanalyse, Heft 10, Kassel 1989, S. 32-42).

Von dieser Kunst der Lektüre, die auch eine des Hörens und „Aufhorchens“ ist, hier nun eine etwas ausführlichere Kostprobe: Jutta Prasse betitelte im Sommer 1990 auf einem Symposium, das sich den ‚Theorien und Techniken des Hörens‘ widmete, ihren Vortrag mit einem bekannten Satz aus Freuds ‚Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1915-1917)‘: „Wenn jemand spricht, wird es heller“ (erschieden in: Fragmente. Schriftenreihe zur Psychoanalyse, Heft 35/36 [Unterbrochene Verbindungen: 1. Stimme und Ohr, 2. Computer und Psyche], Kassel 1991, S. 23-30). Der Text skizzierte, Freud und Lacan wie von selbst verknüpfend, warum die Psychoanalyse keine magische Praxis sei und gewiss keine Religion, sondern eine Praxis des Sprechens, die sich auf die Wirkung des Sprechens, genauer auf dessen Gehörtwerden verlässt, genauer: darauf (ich zitiere), „dass jemand, der spricht, zu einem anderen, zum Analytiker, spricht.“ (S. 24) Dass und wie diese ‚Technik des Hörens‘ als eine ethische zu verstehen ist, erläuterte sie in einer für meine eigenen Freud-Lacan-Lektüren wegweisenden Passage (S. 28-30), die ich jetzt auszugsweise vorlesen möchte:

„... In [Freuds] 25. Vorlesung, 1917, wo es um die Angst geht, heißt es: „Ein Kind, das sich in der Dunkelheit ängstigte, hörte ich ins Nebenzimmer rufen: ‚Tante, sprich doch zu mir, ich fürchte mich‘. ‚Aber was hast Du davon? Du siehst mich ja nicht‘; darauf das Kind: ‚Wenn jemand spricht, wird es heller.‘ (Sigmund Freud, Studienausgabe, Bd. 1, S.393) Freuds Kommentar dazu lautet: „Die Sehnsucht in der Dunkelheit wird also zur Angst vor der Dunkelheit umgebildet“ (GW XI, S. 422). [...] Die Angst wird offenbar gelindert, wenn das Kind die Stimme [der geliebten Pflegeperson] hören kann, wahrnimmt, dass diese in der Nähe ist. [...] Freuds Beobachtungen an den Kindern seiner Umgebung – ich erinnere an die berühmteste des ‚Fort-Da-Spiels‘ seines Enkels – sind beeindruckend, weil Freud hört *und* wiedergeben kann, was er hört.

Das Kind antwortet auf die Frage der Tante, was es denn von ihrem Sprechen aus dem Nebenzimmer habe, da es sie ja nicht sehen könne, eben nicht, dann sei das Dunkel nicht mehr so beängstigend. Denn damit würde es die Stimme lediglich als ein Zeichen für die Nähe der Pflegeperson bestimmen. Es sagt, dann werde es *heller*. Es sagt gleichsam: Wenn ich die Stimme höre, habe ich eine Gesichtshalluzination.

Dieses Kind spricht also aus, was die Psychoanalyse mühsam entdeckt hat, nämlich dass Triebbefriedigungen auf halluzinative Weise möglich sind. Was zu der grundlegenden Behauptung der Psychoanalyse geführt hat, dass die einzige ‚wahre‘ Triebbefriedigung die halluzinative wäre, die gestört wird durch die Not des Lebens, gestört wird dadurch, dass der Organismus eben doch ‚mehr‘ braucht als die Halluzination.

Und es spricht auch aus, dass Sinn und Trieb sich im Begehren nicht decken, dass das Begehren, zu sehen, durch das Hören befriedigt werden, das Verlangen, etwas zu hören, zu der Befriedigung, etwas zu sehen, führen kann. [...] Nun ist aber das Hören einer Stimme eine frühere (nachweisbar bereits intrauterine) Wahrnehmung als das Sehen. Die auditive sensorielle Erfahrung liegt vor der Entwicklung des Gesichtssinns. Sehen kann das Kind erst nach der Geburt. Was heißt das? Eines erklärt es bestimmt, nämlich warum Töne und Rhythmen, bestimmte Stimmfärbungen so eine tiefe, fast unabwendbare Macht auf den Menschen ausüben. Aber was bedeutet die Stimme dann, wenn wir auch sehen können, von der Zeit an, da der Gesichtssinn in Kraft tritt? Das Kind sagt: sie bedeutet, dass ich sehe. Die Stimme verschafft mir eine Halluzination für den Blick. Dagegen ist eine der bekanntesten Halluzinationen, dass man Stimmen *hört* – was etwas ganz anderes ist. Die ‚normale‘ Form *dieses* Phänomens ist eine Stimme, die wir alle hören, die Stimme des Gewissens. Dabei ist auffällig, dass das Über-Ich nicht zu sehen ist, es hat keine Gestalt. Das Über-Ich, schreibt Freud, [...] das sind die kritischen Stimmen der Eltern, die man hört (die ‚innere Stimme‘).

Wenn nun das Über-Ich eine Stimme ist, und zwar eine kritische Stimme, die möglicherweise Angst auslöst vor den eigenen Wunschkonstruktionen, dann ist mit der Stimme das geschehen, das in Kraft getreten, was Sprache heißt. Dann ist diese Erscheinungsform der Stimme nicht mehr die des *Organs*, [...] sondern dann ist die Stimme etwas, das die Sprache trägt. Richtet sich aber ein Begehren auf die Stimme, richtet sie sich auf das Objekt an ihr, auf das ‚Organ‘.

Lacan setzt die Stimme (neben dem Blick, der Brust und dem Kot) als eines der vier primordialen Objekte ein, die seinem Objekt [klein] *a* am ehesten entsprechen. Es könnte sein, dass ein Kind im Dunkeln, ausgeliefert vielleicht der Stimme des Gewissens, die seine Wunschkonstruktionen stört, nach einer objekthaft zu vernehmenden Stimme verlangt, um ein bisschen Ruhe vor der Sprache zu haben, um zu der Helligkeit des Nicht-Sehens, einem Träumen vor der Geburt, vor dem Eintritt in die Welt des Sichtbaren, zurückzufinden. Und damit habe ich diesen Satz bei Freud abweichend zu jedem aufklärerischen Sinn gedeutet. Es gibt aber zu alledem eine andere, wichtige Aussage Freuds über

die Stimme: „Die Stimme des Intellekts ist leise, aber sie ruht nicht, ehe sie sich Gehör verschafft hat. (Sigmund Freud, Die Zukunft einer Illusion, GW XIV, S. 377) [...]“.

Jutta Prasses Vortrag verstand sich, so das Ende ihres Vortrags, als eine „ethische Forderung“ (S. 30), die gehört werden könnte. Daran wollte ich erinnern - und so darf ich Jutta hier ein letztes Mal, nämlich ihren Text über das Unheimliche an und in der Schrift, zitieren – daran also, „[dass der] Ort des psychoanalytischen Wissens in der Kultur [...] mir immer noch beunruhigend offen zu sein [scheint]“ (Jutta Prasse, *Das Freudsche Unheimliche der Schrift*, erschienen in: Brief der Psychoanalytischen Assoziation ‚Die Zeit zum Begreifen, Sonderheft 2, [1990], S. 55-66).

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.